

als einseitige Belastung ohne Ausgleich, als jene in den Gravamina stereotyp beklagte Ausbeutung erscheinen.

Auf dieser Grundlage kann Tewes die vorreformatorische Kurienkritik und ihren realen Gehalt in einem neuen Licht präsentieren (Kap. B VIII): Die finanziellen Belastungen waren in Deutschland weitaus geringer als in anderen Ländern, allen voran in Frankreich, dem »größten Zahlmeister unter den europäischen Ländern« (S. 356). Dass sie von den politischen Eliten des Reichs dennoch als drückender empfunden wurden und mehr Kritik auf sich zogen als andernorts, lag an der Kurienferne der deutschen Fürsten, an der auch gegenüber Rom spürbaren Schwäche der Zentralgewalt und der daraus resultierenden geringen Gestaltbarkeit ihrer Kurienbeziehungen. Wie Tewes selbst betont (S. 13), können seine auf Finanzen, Politik und Eliten konzentrierten Befunde Entstehung und Verlauf der Reformation nicht hinreichend erklären. Aber dass die römische Zentralperspektive mit dem europäischen Vergleich auch neue Einsichten eröffnet, zeigt die Studie eindrücklich.

Dabei ist das Buch keine leichte Lektüre: Das umfassende statistische Material wird zwar in ebenso zahl- wie aufschlussreichen Grafiken dargeboten. Kapitelzusammenfassungen oder ähnliche Zwischenbilanzen fehlen jedoch in der Regel. Sachinformationen, etwa über den Inhalt der zahllosen erwähnten Dispense und Lizenzen oder über die Eigenheiten bestimmter Expeditionswege (z.B. S. 108) sind über das Buch verstreut und auch mithilfe des Registers nur mit Mühe nachzuschlagen. Der innere Zusammenhang der einzelnen Kapitel wird erst bei der Lektüre deutlich, entsprechende Hinweise in der Einleitung hätten die Orientierung erleichtert. Insgesamt also ein Buch für lesefreudige Experten, die allerdings ein reicher Lohn an Einsichten und Anregungen erwartet.

*Birgit Emich*

ANDREA STRÜBIND: Eifriger als Zwingli. Die frühe Täuferbewegung in der Schweiz. Berlin: Duncker & Humblot 2003. 617 S. Geb. € 63,80.

Kann man, ohne neue Quellen entdeckt zu haben, und »nur« auf der Grundlage der bereits gedruckten Täuferakten und -traktate sowie der Schriften Zwinglis neue Erkenntnisse zu den Anfängen der Täuferbewegung in der Schweiz gewinnen? Andrea Strübind ist dies auf überzeugende Weise in ihrer Habilitationsschrift gelungen, weil sie das in den letzten Jahrzehnten von den Sozialhistorikern dominierte Feld aus theologiegeschichtlicher Perspektive bearbeitet hat und dadurch zu anderen, wohl begründeten Ergebnissen gelangt ist. Der Gefahr einer Engführung ihrer Interpretation entgeht Strübind, indem sie einen »integrativen Forschungsansatz« verfolgt. Damit greift sie eine methodische Forderung auf, die in den letzten Jahren vor allem von John S. Oyer, aber auch von Hans-Jürgen Goertz erhoben worden ist und die im Übrigen Gottfried Seebaß vor über drei Jahrzehnten an einem anderen Thema, seiner Studie über Hans Hut, bereits eingelöst hat. Ziel von Strübind ist es, »die Bedeutung theologischer Motivationen mit den Ergebnissen der sozialgeschichtlichen Forschung sachgemäß zu verbinden« (S. 46). Dabei distanziert sie sich zum einen von der älteren, vor allem von mennonitischen Historikern bestimmten »normativen« Richtung der Täuferforschung, die ein allzu ideales Bild des frühen Tüfertums entworfen und die unterschiedlichen täuferischen Bewegungen allein an dem zur Norm erhobenen schweizer Tüfertum gemessen hatte. Zum anderen greift sie, und dies in besonders dezidiert Form, die von ihr so genannte revisionistische, d.h. sozialgeschichtliche Forschung an: So sehr Strübind deren Verdienste anerkennt, das monogenetische, normative Bild der Täufer durch ein heterogenes und vielfältiges revidiert zu haben, so sehr lehnt sie alle Versuche ab, die frühen Täufergruppen als volksskirchliche, sozialrevolutionäre Bewegung zu interpretieren. Insbesondere setzt sie sich kritisch mit dem Kommunalismus-Konzept Peter Blickles und der These Hans-Jürgen Goertz' vom Antiklerikalismus als Deutungskategorie der Reformation auseinander. Zu Recht wirft sie der sozialgeschichtlichen Forschung vor, die religiösen Motive der Handelnden zu marginalisieren und die religiösen Bedürfnisse der Menschen nicht genügend ernst zu nehmen zugunsten einer Interpretation, die im religiösen Moment nur eine Verbrämung der »eigentlichen«, ökonomisch und sozial begründeten Forderungen sieht. In den Täuferakten spielen jedenfalls, wie Strübind in ihrer sorgfältigen Quelleninterpretation nachweist, Forderungen nach sozialer Veränderung oder stärkerer

kommunaler Selbstverwaltung eine auffallend untergeordnete Rolle. Vielmehr spricht aus den Zeugnissen der religiöse Eifer, der die Täufer beseelte.

Strübünd plädiert daher dafür, die frühe Täuferbewegung zunächst einmal als das zu nehmen, was sie war, nämlich ein »enthusiastischer religiöser Aufbruch« (S. 551 u. 576). In Übereinstimmung mit Johann Friedrich Goeters sieht sie in den Bibelkreisen »eine maßgebliche Wurzel der Täuferbewegung in der Schweiz« (S. 147). Zum entscheidenden Wesensmerkmal der prototäuferischen Gemeinschaft wurde die Kirchenzucht, wie sie von Konrad Grebel und seinen Genossen im Brief an Thomas Müntzer vom September 1524 als tragender Pfeiler ihrer Ekklesiologie beschrieben wurde. Gerade diese Überzeugung von der »Machbarkeit« der wahren Kirche war für den Bruch mit dem – auf die Schwachen Rücksicht nehmenden – Zwingli verantwortlich, von dem sich die Prototäufer enttäuscht abwanden. »Das Lager der Reformkräfte war [...] bereits gespalten, bevor die erste Gläubigentaufe [Anfang 1525] vollzogen wurde« (S. 333). Strübünd betont, dass das exklusive Kirchenverständnis der Täufer von Anfang an separatistische Tendenzen förderte, die sich 1525 unter der apokalyptisch gedeuteten obrigkeitlichen Verfolgung entsprechend verstärkten.

Neben der eingehenden Behandlung der Theologie des Müntzerbriefes sowie der Interpretation der beiden Täufer-Disputationen vom Januar und März 1525 geht Strübünd auch auf die Entwicklungen im Zürcher Untertanengebiet sowie in St. Gallen und Appenzell ein. Strübünds Auswertung der Verhöre von Täufern, die im Zusammenhang mit den Unruhen von 1525 gefangen gesetzt worden waren, bestätigt, dass diese keinem »revolutionären Lager« angehörten oder von irgendwelchen kommunalen Motiven angetrieben wurden: Aufruhr gegen die Obrigkeit wurde ihnen allein deshalb vorgeworfen, weil sie trotz entgegengesetzter Mandate des Rats weiter lehrten und taufeten. Dabei zeigt Strübünd auch »eine weitgehende personelle und ideelle Verflechtung« des Zürcher Täufertums mit dem in St. Gallen auf (S. 579). Typisch für die St. Galler Bewegung war die spezielle Verbindung von allgemein-reformatorischem und täuferischem Gedankengut. Strübünd hebt außerdem hervor, dass die Täufer sich »als eine Gemeinschaft von Brüdern und Schwestern« verstanden, »die unabhängig von ihrer lokalen Beheimatung zusammengehörten« (S. 464). Ob jedoch die von Strübünd zitierte, von den Täufern gebrauchte Anrede »Brüder und Schwestern in Christo« wirklich genuin täuferisch war, möchte der Rezensent doch anzweifeln. Eine ähnliche, ja noch gesteigerte Begrifflichkeit findet sich etwa in einer Schrift des Konstanzer Reformators Ambrosius Blarer an die Obrigkeit seiner Heimatstadt (»Ermanung an eyn ersamen rath der stat Constantz, evangelische warhayt handtzuohaben«) aus dem Jahr 1524, in der Blarer die Ratsherren als »O ir christenlichen herren und allerliebsten brüeder in Christo« titulierte. Das Zitat unterstreicht, wie stark in der Frühphase der Reformation die urchristliche Vorstellung von der Gleichberechtigung aller Gläubigen verbreitet war und dass zum Thema des »enthusiastischen religiösen Aufbruchs« noch längst nicht alles gesagt ist.

*Wolfgang Dobras*

JEANNE DE JUSSIE: *The Short Chronicle. A Poor Clare's Account of the Reformation of Geneva*, edited and translated by CARRIE F. KLAUS. Chicago: The University of Chicago Press 2006. XXIX, 214 S. Kart.

1996 legte Helmut Feld eine kritische Edition sowie eine Übersetzung der Chronik der Klarissin Jeanne de Jussie (1503–1561) vor, in der die Nonne die religiösen und gesellschaftlichen Umbrüche in der ersten Phase der Reformationszeit in Genf (1526–1535) schilderte (Jeanne de Jussie, *Petite Chronique*. Einleitung, Edition, Kommentar v. Helmut Feld [VIEG 167]; Mainz 1996; Jeanne de Jussie, *Kleine Chronik*. Bericht einer Nonne über die Anfänge der Reformation in Genf, übers. u. hg. v. Helmut Feld [VIEG, Bh. 40], Mainz 1996). Vergleichbar mit Caritas Pirckheimer, der Äbtissin des Klarissenklosters zu Nürnberg, berichtet Jeanne de Jussie, die Tochter eines Landadligen aus der Gegend von Genf, über die religiösen und gesellschaftlichen Veränderungen der Gegenwart aus der Perspektive einer Anhängerin des alten Glaubens. Mehrfach hat Feld auf die Bedeutung dieser Chronik (»Petite Chronique«) hingewiesen (vgl. Helmut Feld, *Eine Klarisse als Augenzeugin der Genfer Reformation: Die Chronik der Äbtissin Jeanne de Jussie*, in: RJKG 20, 2001, 73–90).